

Aufzeichnungen über ihr Missionsleben von

SR. MERCEDES SCHARPF OSB.

Geboren am 27.07.1902 in Bad Wörishofen
gestorben am 01.02.1983 in Ndanda-Tansania



Am 27. Februar 1927 durfte ich mit vierzehn Mitschwestern die erste hl. Profess feiern. Am gleichen Tag ging mein Herzenswunsch in Erfüllung: ich erhielt das Missionskreuz und die Sendung nach Korea – nicht Afrika.

Im Herbst 1925 hatte Mutter Mathilde mit mehreren Schwestern eine Neugründung im fernen Osten gemacht und nach hoffnungsvollem Anfang weitere Mitarbeiterinnen erbeten. Ostafrika öffnete nach den Jahren des Stillstandes wieder die Tore für deutsche Missionare. Da wurden in den Herzen vieler Schwestern, besonders der ca. 40 Novizinnen, die Begeisterung hellwach. Dass mich der Ruf Gottes nach Korea traf, war eine große Überraschung. Viel Zeit zum Verwundern blieb nicht. Ein kurzer Abschiedsbesuch im Elternhaus, dann das Bereitmachen für die Reise; - die Wochen vergingen schnell, allzusehr.

Am 20. März, einem sonnigen Frühlingssonntag zwischen dem Fest des hl. Josef und des hl. Vaters Benediktus, fuhren wir drei Schwestern durch die bayerische Heimat nach dem Süden. In Genua nahm uns ein deutscher Frachtdampfer auf für eine sechswöchige Seereise. Es war kein Luxusdampfer, aber ein sauberes deutsches Schiff mit einer kleinen, angenehmen Reisegesellschaft, die Besatzung, vom Kapitän angefangen, freundlich und entgegenkommend.

Wir hatten Zeit, viel Zeit zum Beten, zum Schauen und zum Lernen. P. Thomas OSB war ein gestrenger Sprachlehrer, er fuhr nach Indien. Aber im übrigen konnten wir uns ganz klösterlich einrichten. Der Frachter lief alle größeren Häfen Ostasiens an. Wir machten uns meist selbständig und gingen, mit wenig Geld und guten Ratschlägen versorgt, an Land. Eine ganz andere Welt ging uns auf, bis heute habe ich diese Eindrücke nicht vergessen. Bangkok, Singapur, - . In Hongkong gingen wir an Land zur hl. Messe in die Kathedrale und wurden von sehr lieben Schwestern zum Frühstück und zur Besichtigung ihrer Schule eingeladen. Die jungen Chinesentöchter zeigten uns ihre herrlichen Seidenstickereien. In den paradiesisch schönen Gärten von Penyang vergaßen wir beinahe das Zurückkommen auf das Schiff und verursachten einige Sorge. Was für Länder und wie viele Menschen, die Christus noch nicht kennen! Ich kam mir sehr, sehr klein vor mit aller Missionsbegeisterung. Herr, sende Deinen Geist aus über sie alle!

Nach einer glücklichen Reise von 6 Wochen landeten wir in Japan, von dem wir nicht viel zu sehen bekamen, denn die Überfahrt nach Korea auf einem Küstendampfer ging gleich weiter. Die Nacht war dunkel und stürmisch, aber am Morgen waren wir heil im Hafen von Pusan. Br. Josef OSB war wie ein guter Schutzengel da, besorgte alles, Gepäck, Papiere und die Weiterreise nach Seoul und zuletzt nach Wonsan. Mit offenen Augen und Herzen erschauten wir die Berge, die grünen Reiseebenen, durch die der Zug fuhr. Nun sind wir also in „unserem“ MISSIONSLAND: Wem wird da bei aller Freude und Dank gegen Gott nicht etwas beklommen zumute?



Am Morgen des 6. Mai 1927, einem Herz-Jesu-Freitag, nahm uns Mutter Mathilde auf dem Bahnhof in Wonsang in Empfang. Unser Weg führte durch ein Gewirr von kleinen Lehmhütten, über die einzelne Steinhäuser emporragten, zu unserem neuen Heim auf einem kleinen Hügel. Die Schwestern eilten herbei: Sr. Chrysostoma aus ihrer Armenschule, Sr. Fructuosa und Sr. Hermetis aus der kleinen Dispensary. Sr. Eva und Sr. Daniela waren mit dem Einrichten des neuen Schwesternklösterleins beschäftigt. Vor allem begrüßten wir unseren Herrn im heiligsten Sakrament in der einfachen Hauskapelle.

Der Blick vom Kloster aus geht über die Stadt Wonsan, viele, viele kleine Hütten und Häuser, die sich dem Meer entlang eng zusammen drängen. Links war die niedere Pfarrkirche, weiter oben am Berg das Haus der Missionare OSB. Neben der Kirche war die große, einfach gebaute Volksschule der Mission mit ca. 1000 Schülern und

Schülerinnen. Das Schulsystem war nicht ganz einfach zu verstehen für unsere europäischen Begriffe. Zwischen Schwesternhaus und der Straße war eine Schnapsbrennerei, ein etwas zwielichtiger Betrieb. Nicht selten dröhnten von dort unheimliche Trommelschläge. Das war die Missions-Station Wonsan, die wir im Mai 1927 antrafen. Ich habe sie nie vergessen.

Im Schwesternkreis war ich gleich heimisch. An Pfingsten 1927 wurde das Kloster feierlich eingeweiht und zur freudigen Überraschung der Schwestern zum Priorat erhoben und das Noviziat der ersten koreanischen Kandidatinnen eröffnet. Mutter Mathilde war die erste Priorin.

Meine Aufgabe war nun vor allem: zu lernen! Sr. Chrysostoma war eine tüchtige Lehrerin in der koreanischen Sprache. Mutter Priorin führte mich praktisch und theoretisch in die katechetische Aufgabe ein, nahm mich auch bald zu Besuch in die armen Lehmhütten der Stadt mit und ließ mich im Sprechzimmer mit Katechumenen den Katechismus üben. Später sollte Handarbeitsunterricht in der Schule dazukommen. Zusammen mit den jungen Kandidatinnen arbeitete ich in der Kirche, Küche etc. Es waren liebe Mädchen, willig und eifrig und wir haben manches miteinander und voneinander gelernt.

An Sonntagnachmittagen machte Mutter Priorin gerne lange Spaziergänge mit uns, ließ uns ein großes buddhistisches Kloster besuchen und die neue *Abtei in Tokwon*, um das Land kennen und lieben zu lernen. Es war ein anstrengender, aber schöner Sommer und Herbst. Mit der Sprache ging es immer besser. Die junge Gründung brachte natürlich besonders für die Obern viele Probleme und Sorgen. Mutter Priorin ließ auch uns junge Schwestern an ihren Sorgen teilnehmen und das schloss unsere kleine Gemeinschaft eng zusammen.



Leider war der Gesundheitszustand mehrerer Schwestern nicht gut. Besonders benötigte Sr. Hermetis eine gründliche Untersuchung, die ihr in Korea nicht geboten werden konnte. Eine Behandlung im warmen Klima von Manila sollte ihr helfen, aber schon bald nach ihrer Ankunft dort erhielten wir die Nachricht von ihrem ernsten Zustand. Es traf uns alle tief, als sie schon am 12. Januar 1928 zu Gott heim ging.

Es kam der koreanische Winter, der erste im neuen europäisch gebauten Haus. Trotz Wattekleidung und Kälte feierten wir Weihnachten froh mit unseren Christen. Sie hatten ein wunderschönes Krippenhäuschen auf koreanische Art in der Kirche gebaut.

An Epiphanie steckte ich tief in den Kissen mit Fieber und Erkältung. Leider ließ mich das Übel nicht so schnell los, ebenso wie Sr. Kolonata. Einige Wochen Schonung und Spritzen sollten helfen. Der koreanische Frühling machte neuen Mut und ich konnte meine Arbeit wieder aufnehmen. Sr. Kolonata aber sollte mit Sr. Isentrud ins Mutterhaus zurückkehren.

Um diese Zeit begann es in unserem Haus zu „spucken“. In vielen Nächten drangen aus dem Holzraum im Parterre neben der Küche schwere Axtschläge, die durchs Haus dröhnten. Allmählich beunruhigte die Sache besonders die Kandidatinnen. Sie wagten sich nach der Dämmerung nicht mehr in die Küche hinunter. Einige beherzte Schwestern versuchten vergeblich, der Sache auf die Spur zu kommen. Der Priester wurde gebeten, die Räume zu segnen. Eine Erklärung fand niemand. Immerhin waren wir in einem Land, das dem Heidentum noch stark verfallen war.

Von Sr. Kolonata kamen gute Nachrichten. Wir waren sehr froh darüber. – An einem Juli-Sonntag war ich nach dem Gottesdienst mit einer Gruppe Frauen zum Unterricht in der Schule. Eine Schar Kinder spielten um den großen Kirschbaum daneben. Unerwartet kam Mutter Priorin und sagte: wir wollen für heute die Frauen entlassen. Sie mögen sich noch etwas Kirschen pflücken. Dann zeigte sie mir ein Telegramm. Mir fuhr der Schrecken ins Herz. Telegramme bis nach Korea schickte man nicht umsonst. Was ich dunkel ahnte, kam: Sr. Mercedes solle ins Mutterhaus zurückkommen! Wir beide weinten. Vier Schwestern verlor Mutter Priorin in diesen wenigen Monaten. Und ich fühlte mich doch wieder arbeitsfähig! Aber der unerwartete Tod von Sr. Hermetis machte die Obern sehr besorgt und Sr. Kolonata hatte die Sorgen vermehrt.

Nun kam die Frage: Wie reisen? Im Hafen von Wonsan war eben ein deutsches Schiff, aber sie nahmen keine Passagiere mit. Also mit der Bahn über Sibirien. Ein Missionar, der um diese Zeit die Mandschurei bereiste, versprach Mutter Priorin, auf den verschiedenen Umsteigeorten bei Missionen Voranmeldungen zu machen. Die Priorin weinte, als wir den Hügel zum Bahnhof hinunter stiegen. „Sie werden wieder kommen“, sagte sie. Mutter Mathilde war meine erste Novizenmeisterin gewesen und hatte mich mit viel Liebe und Verstehen ins Missionsleben eingeführt. Ich habe ihr viel zu verdanken und oft gewünscht, sie einmal wieder zu sehen.



Kandidatin Marie-Luise Martel begleitete mich auf der Reise nach Seoul. Sie war dort geboren und durfte bei der Gelegenheit ihre Eltern wieder sehen. Mutter Martel war sehr besorgt um mich. Amertags begann die Reise durch Nord-Korea. Sie begleitete mich zum Zug mit einem

großen Korb Proviant. Es gab ja keine Speisewagen. Leider hat mir schon in der ersten Nacht ein Dieb den Korb erleichtert.

Auf der Strecke Korea-Mandschurei bis Sibirien hieß es mehrmals Umsteigen und lange Aufenthalte in Kauf zu nehmen. Dank dem Bemühen von P. Andreas wurde ich überall abgeholt und beherbergt. In Mukden war es auf der großen Station bei lieben Schwestern. Sie hatten viel Mitleid mit mir und halfen mit beten, dass die Reise gut weitergehe unter dem Schutz des hl. Erzengel Raphael. Wie mag es der Mission, der Schule und der großen Kathedrale später ergangen sein?

Romantisch war der Aufenthalt auf einer sehr armen Station in der Mandschurei. Gab es das, dass so am Ende der Welt eine Knotenstation der Bahnlinie liegen konnte, und eine arme Mission dabei? Ich glaube, es waren Mary Knoll Sisters. Auf dem Bahnhof warteten zwei Chinesen „wie sie im Buch stehen“: bezopft, mit einem zweirädrigen Karren, von einem Pferdchen gezogen; zum Glück war ein Herr in europäischer Kleidung dabei mit einem Zettel von den Schwestern. Sonst wäre ich nicht der höflichen Einladung gefolgt, mich in den Karren zu setzen. Ein Chinese war vor mir, einer hinter mir, der den Wagen im Gleichgewicht halten musste. Er drohte immer wieder im Morast zu versinken. Neben mir der bessere Herr. Überall auf den Straßen standen Posten mit Gewehr. Ich weiß nicht mehr, wer Krieg führte. Sie ließen uns ungehindert vorbei. Bei den Schwestern wurde ich herzlich aufgenommen und hatte dann auch wieder am Morgen eine hl. Messe in einem sehr, sehr armen Kapellchen.

Dann ging es wieder zurück zum Bahnhof in dem gleichen eleganten Gefährt. – Ein weiterer Aufenthalt war, vornehm bei einer Groß-Kaufmanns-Familie, in Charbin oder Kirin. Der deutsche Herr war mit einer Halb-Japanerin verheiratet und ein Geschäftsfreund und Helfer der Mission.

Gott vergelte ihnen allen, die mir Gutes getan haben! Fast eine Woche hatte das Vagabundenleben durch die Mandschurei gedauert seit dem Abschied von Wonsan, bis ich auf



den Bahnhof des *Sibirien-Express* kam. Eine Riesenlokomotive und viele, viele Wagen standen bereit. Als ich einstieg, hörte ich zu meiner großen Überraschung neben mir einen Herrn sagen: „Na, der Abschied wäre geschafft.“ Deutsche Laute in diesem Sprachgewirr! Es war ein Österreicher, der mit seiner Frau nach Deutschland fuhr. So konnte ich wenigstens reden und fragen, was notwendig war. Es gab keine Speisewagen, auf bestimmten Stationen wurde gehalten und alles konnte sich mit heißem Wasser für Tee und Speisen versorgen. Die riesigen Pferdefleischwürste und Schinken haben mich besonders beeindruckt, aber nicht verlockt.

Tage und Nächte lang donnerte und schüttelte der Zug durch Sibirien, dem gefürchteten und berüchtigten Land. Es war Sommer, durch endlose Weiten, Wiesen und Weiden mit Pferden und Vieherden, Birkenwälder und Steppen fuhr der Zug. Eine der schönsten Gegenden, die ich je bewundert habe, war das Gebiet um die Südspitze des *Baikalsees*, mit den hohen Bergen im Süden. Immer neu die Landschaft wechselnd, ging es langsam, sehr langsam dem Westen entgegen. Vor Moskau wagte ich es, das Ordenskleid anzuziehen. Ich dachte: sie werden mich nicht gleich



einsperren. Mein Sommerkleid war nach diesen 2 Wochen sehr mitgenommen und das Wetter war kühl und regnerisch geworden. In Moskau waren mehrere Stunden Aufenthalt und Umsteigen in einen anderen Zug.

Ich weiß nicht, ob ich „beschattet“ wurde. Als ich am Nachmittag zur Weiterfahrt im Zug saß, fand ich mich einer deutschen Dame gegenüber, die sehr neugierig war. Drei russische Offiziere taten mir die Ehre an und stellten sich dicht neben mein Abteiffenster und ließen kein Auge von der verdächtigen Touristin. Ich hätte den Wagen weiter schieben mögen, um aus ihrem Blickfeld zu kommen. Endlich ging es weiter und am Sonntagmorgen waren wir unbehelligt in Berlin. Das Ehepaar hatte ich seit Moskau nicht mehr gesehen. Als wir aus dem Wagen stiegen, war die Dame wieder da, begrüßte mich freundlichst und lud mich ins Hotel ein. Ich entschuldigte mich, ich wolle zuerst in eine Kirche und mich auch nach einem durchgehenden Zug nach München erkundigen. Das konnte sie nicht begreifen. Ich war froh, bald die Hedwigskirche zu finden und eine hl. Messe zu erreichen.

Mittags war ich dann doch im Hotel, der Zug ging erst am Abend. Mit der größten Freundlichkeit drängte mich die Dame, doch im Hotel zu bleiben und mit ihr einen netten Abend zu erleben. Sie hatte auch schon ein Zimmer für mich bestellt. Ich war nicht misstrauisch, aber diese Freundlichkeit war doch etwas zu verdächtig. Ich weiß nicht, was sie eigentlich bezweckte, aber viel später erfuhr ich, es war nichts Gutes. Ich dachte ja keinen Augenblick daran, mir in Berlin einen „netten“ Abend zu verschaffen, ich wollte endlich heim, ins Kloster. Sie wird wohl gedacht haben: das Fräulein ist eigensinnig! Aber sie konnte mich nicht daran hindern, abzufahren. Gott sei gedankt für den Schutz auf der Reise.

Am Morgen stieg ich in München aus dem Zug. Da stand ich nun mit meinem Kofferchen auf dem Hauptbahnhof und wurde sofort so lieb von Mutter Birgitta und Sr. Hyazinta empfangen. Mutter Clodesinde war auf einer Reise. Sr. Colonata kam voll Freude „wie gut, dass Sie auch da sind!“ Sie habe Mutter Clodesinde gesagt, ich würde in Korea nicht mehr gesund. Ich habe es ihr nicht danken können, aber es war ja alles Gottes Fügung.

Der erste Teil meines Missionsabenteuers war zu Ende. Einige Wochen im Mutterhaus und in Wessobrunn brachten Erholung und Stärkung. Dass ich Heimweh nach Korea hatte, konnten meine Mitschwester nicht verstehen.

1926 war der Weg für deutsche Missionare in das ehemalige Deutsch-Ostafrika, jetzt Britisches Mandatsgebiet Tanganjika, wieder frei geworden. Die dringend benötigten Krankenschwestern und Lehrerinnen sollten möglichst mit dem britischen System vertraut werden. Die Obern sahen sich vor die schwierige Aufgabe gestellt, Studienplätze zu finden. Eine Möglichkeit bot sich in Südafrika und die erste Gruppe sollte im Herbst 1928 dorthin zum Studium fahren. Was für eine Freude: ich sollte dabei sein! Aber der Arzt riet ab, ich solle noch einige Zeit im Heimatklima bleiben und später in ein warmes Klima zum Einsatz kommen.

In England war Sr. Frideswida Lane-Fox, geborene Engländerin und langjährige Philippina-Missionarin zur Behandlung ihrer schweren Tropenkrankheit eingetroffen. Sie hatte den Auftrag erhalten, ihre Kenntnisse und ihren Einfluss zu benützen, um ein Studienheim in England zu finden.

Inzwischen erfreute ich mich des guten Heimatklimas, saß im Mutterhaus auf der Schulbank der Missions-Schülerinnen und mein Herz drängte in die Mission. Die kl. hl. Theresia sollte helfen. An ihrem Namenstag brachte mir unerwartet jemand Rosen! Rosen aus einem herbstlichen Garten, wenn das kein Zeichen war! Monate



ersten Studiums vergingen, es kamen die Sommerferien 1929. Eine liebe Mitschwester opferte manche Stunde, um mit mir Englisch zu lernen, denn England kam in Sicht.

Am 30. August 1929 fuhr ich mit Sr. Ruperte dorthin ab. Sr. Frideswida begrüßten wir im Krankenzimmer. Trotz ihres leidenden Zustandes hatte sie sich weiter bemüht, ein geeignetes Haus zu finden, aber ohne Erfolg. In dieser Sorge erwiesen sich Mutter und Schwester von Sr. Frideswida als große Missionsfreunde. Sie stellten ihre schöne Villa in Reading bei London zur Verfügung als provisorisches Studienheim und behielten sich nur die notwendigsten Räume vor, bis ein geeignetes Haus gefunden wurde. Gott wird ihnen ihre Großmut vergelten. Wir haben ihnen so viel zu verdanken! Im September kamen die übrigen Studentinnen OSB: Sr. Hilmar, Sr. Ma. Joachim, Sr. Christa und 2 Postulantinnen. Wir bekamen tüchtige Lehrerinnen und der Kurs konnte beginnen.



Wir feierten Weihnachten, Ostern, Pfingsten in unserem Heim. Zur hl. Messe konnten wir täglich in die angrenzende Kapelle der Karmeliterinnen gehen. Der 26. Februar 1930 sollte für mich der Tag meiner ewigen Profess werden und ich hatte zu meiner großen Freude vom Mutterhaus die Genehmigung erhalten. Jetzt war es der zuständige Bischof von Southampton, der nicht erlaubte, dass in einem Haus, das noch nicht kirchlich errichtet war, ewige Gelübde öffentlich abgelegt wurden. Welche Enttäuschung! Eine Reise ins Mutterhaus vor Abschluss des Kurses war nicht ratsam. In einer kleinen Feier, welche die Mitschwester liebevoll gestaltet hatten, erneuerte ich die zeitlichen Gelübde für ein halbes Jahr. Ich werde Sr. Frideswida immer dankbar sein, dass sie mit viel Liebe und Verständnis mich in mancher Abendstunde an ihr Krankenbett kommen ließ zur Vorbereitung.

Endlich im Juli 1930 konnte in London ein geeignetes Haus gefunden werden. Unsere Kurse in Reading gingen zu Ende, mit großem Dank verabschiedeten wir uns Ende Juli und halfen in London noch kurze Zeit bei der Einrichtung des Hauses und schauten uns auch noch etwas in London um.

Am 7. August 1930 sagten wir England Lebewohl. Wir haben soviel Hilfe Gottes und guter Menschen erfahren und konnten nur noch danken. Am 8. August waren wir dann daheim im Mutterhaus und machten uns bereit für Afrika. Es war ein heißer Sommer, gut, sich an die afrikanische Wärme zu gewöhnen. Die Damen, die unseren Kurs geführt hatten, waren auf Deutschlandreise und machten uns einen Abschiedsbesuch.

Der 29. August 1930 war mein lang ersehnter Festtag: Fest der Enthauptung des hl. Johannes des Täufers. Mit anderen Mitschwester durfte ich die ewigen Gelübde ablegen. Am Nachmittag erhielten 11 Schwestern Missionskreuz und Sendung, meine Weichen hatte Gottes Vorsehung nach Afrika gestellt.

Am 19. September 1930 begann mein zweites Missionsabenteuer und es sollte mehr als 50 Jahre dauern. In Genua schifften wir uns ein und trafen eine ganze

Anzahl anderer Missionare: Schwestern aus Baldeg in der Schweiz, mit dem Ziel Daressalam, P. Tarsitius Fath OSB, mehrere Brüder von St. Ottilien für Ndanda und Peramiho und Jesuiten-Patres für Rhodesien.

Der deutsche Passagierdampfer „Usambara“ war voll belegt. Die Mahlzeiten mussten in zwei Schichten



gereicht werden. Wozu zog es all die vielen Menschen nach Afrika? Es war eine bunte laute Welt in die wir eingetaucht wurden. An einem wunderschönen klaren Septembertag fuhren wir in das offene Mittelmeer hinaus. Wir schauten, freuten uns an der Sonne, an den tanzenden tiefblauen Wellen des Meeres und langsam verschwand eine nach der anderen in der Kabine. Die meisten Passagiere hatten viel unter der Seekrankheit zu leiden.

In Port Suez fasste der Dampfer Kohlen und ich machte zum ersten Mal Bekanntschaft mit Afrikanern, es waren Sudanesen. Manche der Schwestern war betroffen beim Anblick der großen, schwarzen Männer, welche die schweren Kohlenkörbe heranschleppten, müde, schwitzend, arm.

Die afrikanische Küste von Kap Guardafui an bot wenig Abwechslung, bis nach Mogadischu, wo der Dampfer halten musste, und Passagiere und Frachten in Körben vom Dampfer hinab gelassen oder heraufgezogen wurden. In Mombasa, dem ersten großen Hafen von Schwarzafrika, blieb der Dampfer einen Tag liegen und wir ließen es uns nicht entgehen, einen Rundgang zu machen und erste Eindrücke von unserer neuen Heimat zu gewinnen. *Daressalam* war die Endstation der Baldegger Schwestern. Sie hatten hier das Erbe unserer ersten Missionare übernommen. P. Athanas, ein alter Missionar, der unsere Prokura betreute, holte uns zu einer Rundfahrt ab. Wir besuchten die Kathedrale, die die Brüder OSB gebaut hatten, das alte Bischofshaus, das geräumige Schwesternkloster, in dem unsre Mitschwester gelebt, gearbeitet, gebetet hatten und so manche gestorben war. Dann Msimbasi und den Friedhof. Still und



gedankenvoll standen wir vor den vielen Grabsteinen, auf denen ein ums andre Mals stand: Schwester..., 2 Jahre Mission, ... 1 Jahr, ... 3 Jahre - - - alle haben ihr junges Leben, ihre Hoffnungen, ihre Bereitschaft in einem frühen Tod geopfert. Zu einem Besuch in Pugu reichte die Zeit leider nicht. Zuletzt lud uns P. Athanas zu einem Kaffeestündchen in der alten Prokura ein. Kurasini mit der St. Maurus-Kirche, der Ökonomie, der riesigen Kokospalmen-Plantage, war den Benediktinern bei der Trennung verblieben. Wir waren natürlich interessiert, und sagten uns aber leise: essen wollen wir nicht, sie sehen schon so arm und hungrig aus hier. Aber da stellte uns der Pater freundlich und verlockend eine große Platte Backwerk auf den Tisch und sagte: "Nehmen Sie doch, Schwestern! Diese Sachen kommen von einem Schweizer Konditor in der Stadt, wo er ein Café hat." Ja, da nahmen wir und dachten: Afrika fängt ja gut an.

Eine Nacht noch, dann hielt der große Dampfer vor Lindi. Er konnte nicht in den Hafen einlaufen und wir wurden zusammen mit Kisten und Koffern in einen Schlepper umgeladen, der

bis an den Landungssteg gezogen wurde. Die indischen Zöllner nahmen es genau, mein Name machte sie besonders misstrauisch.

Als wir den Fuß aufs trockene Land gesetzt hatten, sagte der Reiseführer: Gott sei Dank, nun sind wir in Afrika, heute ist Fatimatag. Eine Schwester meinte gedankenvoll: Ja, jetzt sind wir in Afrika, jetzt hört die Gemütlichkeit auf. Aber wegen der Gemütlichkeit sind wir ja nicht gekommen.

Die freundlichen Helfer von der Prokura Lindi waren bereits zur Stelle und sorgten, dass nichts und niemand verloren ging. Im Hof der Prokura standen 2 Lastwagen bereit und wurden mit Kisten und Koffern etc. beladen und dazwischen und darüber sollten die Neumissionare Platz finden für die 120 km bis nach Ndanda und über 600 km bis nach Peramiho. Es stand uns keine romantische Safari bevor mit Trägern, Zelten, Lagerfeuer. Seit wenigen Jahren eroberte das Auto langsam die afrikanischen Straßen, einige Lastwagen der Regierung und der Inder Händler. In der Trockenzeit Mai bis Oktober verkehrten regelmäßig zwei Lastwagen der Mission zwischen Lindi und Peramiho, um die Inland-Missionen mit allem nötigen Vorrat zu versorgen.

Im kleinen Haus für die Nacht ein Unterkommen finden, war in dem schwachen Lichtschein einiger Stalllaternen und Kerzen nicht zu erkennen. Sr. Jovina und ich, die wir für Ndanda bestimmt waren, wurden in ein kleines Zimmer geführt, das zwischen Küche und Hühnerstall gebaut war. Die Holzdecke konnte man mit der Hand erreichen. Das einfache Bettgestell war mit Strohgeflecht, Matte und einer Decke versehen, dazu kleine Schränke aus Kisten, ein Stuhl und ein Tisch. Am Morgen weckten uns rechtzeitig die Hühner nebenan. Das war Mission, so haben wir es für Afrika erwartet. Das kleine Kloster wurde uns zur lieben Heimat, bis der Gesundheitszustand der Schwestern und die zunehmende Anzahl der Missionarinnen nach 5 Jahren ein größeres Haus verlangte.

Am Morgen nach der hl. Messe war feierliche Begrüßung der Mitschwestern, Missionare und unseren Afrikanern, groß und klein. Noch ein Tag Besichtigung, Fragen und Erzählen und dann verabschiedeten sich die 9 Peramiho Missionarinnen zur Weiterreise ins Innere. Für mich und Sr. Jovita begann der Missions-Alltag.



50 Jahre Missionsarbeit in Ndanda-Tanzania

Über Afrika, Mission, die Afrikaner, sind manche Bücher geschrieben worden. Ich möchte nur einiges aus der Vielfalt der Erlebnisse während der 50 Jahre Missionsarbeit in Ndanda-Tanzania erzählen.

Seit 1926 konnten die deutschen Missionare wieder in ihre verlassenen Gebiete und Stationen zurückkehren im nunmehr englischen Mandatsgebiet Tanganjika. Ebenso hatten Missions-Schwestern ihre Arbeit begonnen: Kranke und Aussätzigte sollten betreut, Kinder unterrichtet werden und Katechisten gefördert. In den Pfarreien war Hilfe beim Neuanfang erwünscht. Über die Schulen, die Kinder, war der Weg der Afrikaner zum Christentum. Neben den Katechisten mussten gut qualifizierte Lehrer herangebildet werden, darüber waren sich die Missionare und die Regierung einig.

Als ich im Oktober 1930 meine Missionsarbeit in Ndanda beginnen durfte, saßen ca. 30 junge Burschen und einige ältere Männer auf der Schulbank der Lehrerschule und wurden von Sr. Stephanie und Sr. Crescentia unterrichtet. Sie wohnten in Stroh gedeckten Hütten, rings von Busch umgeben. Etwas Land um das neue, aber noch sehr arme Schulhaus mit 2 Klassenzimmern, war gerodet und mit jungen Kokospalmen bepflanzt. Daneben waren die Hütten der Dispenser-Schüler, die Sr. Thekla mit Weitblick und viel Verständnis heranbildete. Im Pfarroffice begegneten wir einigen Katechisten. Überall nur Männer! Wo waren die Frauen und Mädchen?

In der Volksschule begegneten uns die Kinder, einige Dutzend Jungen und wenige kleine Mädchen, die sich hinter den lebhafteren Buben scheu in eine Ecke drückten. Hier sollte meine erste Aufgabe sein. Schon nach einigen Tagen setzte ich mich mit einer Gruppe kleinerer Schüler zusammen und miteinander lernten wir, an Hand von Bildern, Kiswaheli. Für sie war es ja auch eine Fremdsprache. Mutter und Großmutter konnten meist nur ihre Stammsprache. In der Lehrerschule gab ich Handarbeitsunterricht, hauptsächlich Nähen – dazu reichte mein bescheidener Wortschatz. Es kam mir sonderbar vor, junge Burschen Nähen zu lehren, aber es war im Lehrplan der Regierung vorgesehen.



Natürlich sollte ich mich nicht nur in der Kiswahelisprache üben, sondern auch das Land und die Verhältnisse kennen lernen. Bei mancher Buschwanderung in die nähere und weitere Umgebung versuchte ich mit den Frauen in Kontakt zu kommen und die Kinder zum Schulbesuch einzuladen. Einige kleinere Bürschlein begleiteten mich und machten Dolmetscher, wenn nötig. Die Familien in der Nachbarschaft, meist Lehrer oder Angestellte, waren ja den Missionaren und Schwestern vertraut. Mathilde z.B. erzählte mir mit Eifer: Ich bin nach dem Maji-Maji Aufstand geboren. Als ich größer war, habe ich Lesen und Schreiben gelernt. Wir waren viele Kinder in der Schule. In einem Zimmer unterrichteten Lehrer die Knaben. Im anderen waren wir mit Mama Dine (Sr. Bernardine) und Mama Kunigunde. Wir fürchteten uns sehr. Auf dem Berg oben wurde geschossen. Der Baba sagte, wir könnten nun nicht mehr zur Schule kommen. Das war sehr traurig. Alle Missionare mussten fort. Als sie wieder kamen, waren wir groß geworden, viele waren weggezogen. Aber viele bewahrten die Religion.

Nicht immer schien mein Besuch willkommen. Besonders ältere Frauen in der weiteren Umgebung waren misstrauisch und hatten wenig Verständnis für den Schulbesuch der Mädchen. Sie waren es, die die wichtigste Rolle zu spielen hatten bei allem, was die Erziehung der Mädchen mit Brautschaft, Ehe und Geburt zusammenhängend betraf. Sie hüteten ihr altes Recht eifersüchtig. Es dauerte lange, bis wir diese Großmütter in etwa gewinnen konnten.

Auch in Afrika bringt jeder Schulalltag Freud und Leid, braucht viel Liebe und viel, viel Geduld. Eine heiße Afrikasonne brennt auf das Blechdach der Schule. In 2 engen Schulräumen müht sich eine lebhaftes Schar, Lesen und Schreiben und vieles andere zu lernen. Alte Schulbänke, eine Wandtafel, Schiefertafeln und Griffel sind vorhanden, dazu einige alte Büchlein fürs ABC, 2-3 vergilbte Bilder. In Kiswaheli gab es für die „höheren Klassen“ Fabeln und ein kurz gefasstes Büchlein für Gesundheitslehre. Ob für die Lehrerschule, die Dispenserschule oder auch nur für die Volksschule: wir mussten aus deutschen und englischen Büchern und unseren Schulheften den Lehrstoff zusammenstellen und vervielfältigen. Manche Nachtstunde musste herhalten. Wir halfen uns gegenseitig, um den Anforderungen der Mandatsschule zu entsprechen. Lehrmaterial herzustellen gehörte ebenfalls zu den dringendsten Ferienbeschäftigungen. Die Lehrpläne waren von der Regierung vorgeschrieben, mit oftmaligen Veränderungen. Religionsunterricht, das für

uns erste und wichtigste Fach, war ungehindert möglich, aber nicht alle Beamte der Mandatsregierung waren den Missionen gut gesinnt. Hin und wieder besuchten uns die Damen der englischen Hochkirche, einmal auch mit einer Gruppe von Internatsschülerinnen. Wir konnten manche Schulprobleme besprechen. Wir waren immer in guter Verbindung mit ihnen, lange bevor man von Ökumene sprach. Die beiderseitigen Missionare waren zurückhaltender. Die Anglikaner waren schon vor den Katholiken im Land und hatten nach dem Krieg Gesundheitswesen und Erziehung bedeutend entwickelt.

Das erste Weihnachtsfest in Afrika ist mir in lieber Erinnerung. Mit einer Mitschwester war ich



am Hl. Abend zum ersten Mal im Aussätzigencamp Mwena. Ich war erschüttert über die entstellten, kranken Menschen, die uns doch so freudig begrüßten. Wir feierten mit ihnen die hl. Messe, hernach kam der Bruder von der Station, verteilte Lebensmittelrationen mit einer Zugabe für Weihnachten. Sr. Milburga verteilte Tücher. Sie besuchte die Kranken regelmäßig und betreute sie, so gut es am Anfang mit den vorhandenen Mitteln möglich war.

Die Hl. Nacht, eine wunderschöne, helle Mondnacht, vereinte uns an der Krippe, beim Weihnachtsoffizium in unserer Hauskapelle und beim feierlichen Mitternachtsgottesdienst in der kleinen, armen Kirche. Die Lehrerschüler sangen mit uns begeistert das lateinische Choralamt und in Kiswaheli die Weihnachtslieder. Von den Christen wagten es nicht viele, in tiefer Nacht auf die Mission zu kommen. Furcht und Aberglauben steckten noch tief in den Menschen und böswillige Gerüchte hatten sie abgeschreckt. Am Morgen kamen dann die Katechisten und Katechumenen und es wurde doch ein frohes Weihnachtsfest für uns alle.

Das neue Schuljahr brachte einen Zuwachs an Schülern. Jeden Morgen, fröhlich, lebhaft, armselig, mit einem Tuch bekleidet und mit vielen Wunden. Diese versuchte Sr. Thekla mit ihren Helfern zu heilen mit Auskratzen, Spritzen und Salben und sie wollten doch oft so schwer heilen. Als erste Tagesarbeit wurde Ruß und Staub abgewaschen im kühlen Ndanda Bach, der direkt hinter der Schule vorbeifließt. Dann war gemeinsames Morgengebet in der Kirche. Die Lehrerschüler besuchten jeden Morgen die hl. Messe. Hin und wieder verschwand so ein Bürschlein auf dem Schulweg im Busch und fing Mäuse. Das waren kleine Sorgen. Kummer machte es mir, wenn plötzlich Kinder verschwanden und wochenlang nicht mehr zum Vorschein kamen, einige Mädchen nie wieder. Was war die Ursache? Die Kinder schwiegen. Wir mussten annehmen, dass Reifefiern in Gang waren. Streng geheim gehalten, für Christen unter Strafe der Ausschließung von den Sakramenten verboten. Ein großes Problem für die Missionare, die bei den Bantuvölkern das Evangelium verkündeten. Sicher kam mancher Christ in schweren Konflikt. Er wollte die Religion und konnte es nicht verhindern, dass seine Kinder, eines nach dem andern, die verbotenen Reifefiern mitmachen mussten. Ohne diese galten sie einfach nicht als Stammesmitglieder und volle Menschen. Mehrere plötzliche Todesfälle von Kindern gaben uns zu denken: eine Schülerin kurz vor der Taufe, eine andere während des Erstbeichtunterrichts und anderes. Es gab viele Geheimnisse im Busch, vieles werden wir wohl nie verstehen, auch wenn ein Vertrauensmann die Missionare in manches einweihte unter strenger Schweigepflicht. Laut genug dröhnten oft die Trommeln durch die Nacht, Warnsignale, Tanz, und die Teufelstrommel zu Teufelsbeschwörungen.

1931/32 wurde Ndanda selbständiges Abteigebiet unter dem neuen Oberhirten: Abt – und ab 1934 Bischof – Joachim. Die Abtsweihe am 24. August 32 war ein großes Fest für die ganze Mission, für Schüler und viele Freunde, schwarz und weiß. Die Feier hielt der Apostolische

Delegat von Mombasa mit Assistenz von Vater Erzabt Norbert und Abt Gallus von Peramiho. Die Feier war auf dem Missionshof mit dem Altar auf der Veranda des Patreshauses, die alte Kirche war viel zu klein. Die Gäste bewirteten wir in den Räumen der alten Volksschule, frisch geweiht und mit afrikanischen Blumen und Sträuchern geziert. Für die Köchin gab es manches Kopfzerbrechen, man konnte ja nicht ins Geschäft gehen und das Nötige für das Fest bestellen. Aber alles verlief zur Zufriedenheit der Gäste und zur Freude der Schwestern und aller.

Die kluge und weitsichtige Leitung von Abtbischof Joachim machte die einflussreichen Alten aufgeschlossen für das Christentum. Nach vielem gemeinsamen Überlegen, Verbessern und Prüfen wurden die Reifefeiern in verchristlichtem Stil den Christen erlaubt. Damit war ein entscheidender Schritt getan. Viele Alte wurden für die frohe Botschaft gewonnen und fanden langsam den Weg zum Christentum, die sonst in Gefahr waren, dem Islam zu verfallen. Der Abschluss der ersten dieser Reifefeiern war ein großes Volksfest. Die Überwachung der Mädchen wurde den Schwestern übertragen.

Auf der Station wie auf den Außenschulen wuchs die Kinderschar. Zu den ersten zwei alten Räumen wurden drei weitere und später eine große Lehmhütte erbaut. Schon war der Bauplatz für ein neues Schulhaus gesucht und Steine und Sand angefahren. Meine Freude war von kurzer Dauer, es hieß wieder einmal wandern. Der Bau einer großen Kirche, der Bischofskathedrale, war dringender.

Bischof Joachim nahm sich sehr um die Schulen seines Gebietes an. In der Ndanda Pfarrschule war er ein aufmerksamer Besucher. Nicht selten stand er plötzlich im Schulzimmer, hörte zu und „schoss“ ein Foto. Er wünschte, dass ich mich sehr um die jungen Lehrer annehme, die mit mir unterrichteten und besonders auf den Religionsunterricht achte. Für die kleinen, die 5-7 jährigen Kinder, die täglich mit ihren größeren Geschwistern zur Schule kamen, richtete ich einen eigenen Raum ein. Sie durften kommen, damit es den Müttern leichter fiel, den größeren



Töchtern den Schulbesuch zu erlauben. Es fand sich ein geeigneter Lehrer, dem ich die Kleinen anvertrauen konnte. Für mich war es die schönste Zeit, wenn ich mich ihnen widmen konnte. So hatten wir neben der „großen“ Schule eine Art Kindergarten, wie wir sie heute in allen größeren Dörfern führen. Jahrelang waren 40 bis 50 kleine in ihrer „Preparatory-Class“, sie kamen gern, lernten frühzeitig beten, spielen, auf Sauberkeit achten und viele schöne Dinge.

Eines Morgens stand ein weinendes fremdes Kind vor der Schultüre. Es war weiß mit Pockenpusteln. Ich war nicht wenig erschrocken. Es kam von einer Buschschule auf dem Berg und suchte offenbar Hilfe. Sofort brachten wir es ins Hospital. Sr. Thekla und Staff wurden alarmiert: eine neue Pocken-Epidemie war ausgebrochen. Sofort begannen die eifrigen Samariter mit einer Impfaktion in allen Schulen. Ich hatte große Sorge, die Kinder könnten der Schule davonlaufen. Aber sie hatten bereits Vertrauen. Niemand lief davon. Bei einer anderen solchen Epidemie mussten aber die Schulen geschlossen werden und die Internen durften nicht nach Hause.

Im Missionshof und -garten wuchsen viele Bäume mit verlockenden Früchten. Aber niemand von den Afrikanern dachte daran, selbst Bäume zu pflanzen. Mit den Schülern zogen wir schnell wachsende Setzlinge heran und in der Regenzeit bekamen sie die Kinder mit, um sie daheim bei der Hütte zu verpflanzen. Ich vermute, dass kaum ein Baum daraus geworden ist.

Viele junge Christen durfte ich in der Ndanda Schule erziehen und unterrichten, in guter

Zusammenarbeit mit jungen Lehrern und besonders einem sehr guten alten Lehrer Kletus. In diesen Jahren lernte ich, dass viele ins Heidentum oder den Islam zurückgefallen waren. Viele waren gestorben, verzogen.

Für die Schulkinder, auch jene aus heidnischen und islamitischen Familien, war täglicher Religionsunterricht selbstverständlich, und am Sonntag Kontrolle. Die erwachsenen Katechumenen erhielten in allen Schulen eigenen Unterricht. In Ndanda habe ich viele unterrichtet und auch Gruppen von Büßern. Nach längerer Vorbereitung kamen die Ausgewählten zu intensivem Unterricht für 3 – 4 Wochen auf die Station und besonders die Kinder, die von weither kamen, wohnten für diese Zeit auch da. Soweit wie möglich brachten sie ihre Nahrungsmittel mit oder verdienten sich das Nötigste durch Arbeit an den Nachmittagen, dazu ein Tuch für die Taufe. Es war jedes Jahr in den Wochen vor Ostern mit den Kommunionkindern und vor Pfingsten mit den Täuflingen aller Altersstufen ein frohes Leben auf der Station. Gruppen von 100, 200 – 300 bereiteten sich unter der Leitung des Pfarrers und seiner Gehilfen auf die hl. Sakramente vor. Ich durfte mich besonders um die Kommunionkinder und die Frauen annehmen. Die Tauf-, Kommunion-, und Firmtage waren für uns große Freudentage. Alle Feiern mussten jahrelang auf dem Missionshof abgehalten werden, jedenfalls der Abschluss. Die alte Kirche konnte die Teilnehmer nicht fassen. Für den Unterricht verteilten wir uns auf die verschiedenen Räume und konnten damit auch die verschiedenen Gruppen besser erfassen.

Beim Neuaufbau war es eine der wichtigsten Aufgaben der Missionare, sich um die Katechisten besonders anzunehmen. Manche von ihnen hatten treu durchgehalten und standen noch im Einsatz. auf unserer zentral gelegenen Hauptstation hielten wir in Teamarbeit Schulungskurse für die alten und besonders eine gute Anzahl junger Anfänger. Tüchtige Burschen mit genügend Begabung und guter religiöser Erziehung wurden dafür ausgewählt. Außer diesen mehrwöchigen Kursen hielten wir in allen folgenden Jahren jeden Monatsanfang 1-2 Tage Zusammenkunft für Vertiefung, Übung und Vorbereitung. In den Schulen wurden sie besucht und ihnen mit Rat und Hilfe beigestanden. Zu einigen der näher gelegenen Stationen machte ich manche Wanderung zu Fuß, zu Rad soweit möglich. Aber Sand und Baumwurzeln wurden mir mehr als einmal zum Verhängnis. Aber wir waren froh, den jungen Christinnen, die ja bald heirateten und ihre Familie gründen wollten, näher zu kommen.

Es war uns klar, dass einige Wochen nicht genügten für eine gute Mädchenerziehung im christlichen Sinn. Aus der Lehrerschule der Mission gingen Jahr für Jahr diplomierte Lehrer hervor, Dispenser in der Hospitalschule, Handwerker in den Werkstätten der Brüder. Die Mädchen fehlten, die genügend religiös und sittlich gebildet waren, um in einer guten christlichen Ehe Schritt halten zu können mit einem dieser Männer. Es fehlten uns eingeborene Lehrerinnen, die mit uns die Mädchenerziehung in die Höhe bringen konnten, sie besser verstehen und mehr erreichen konnten als wir.

Endlich 1935 konnten wir Schwestern in unser neues Kloster einziehen und dadurch die nötigen Räume für das erste kleine Internat frei bekommen. Im April 1936 brachten 4 Väter ihre Töchter zu uns. In unserer mutterrechtlichen Kultur hat ein Vater nicht viel zu sagen bei der Erziehung seiner Kinder. Aber ein Mann in angesehener Stellung als Lehrer und mit Verdienstmöglichkeit, konnte doch seinen Einfluss geltend machen. Die ersten 4 waren also da und liefen möglichst bald wieder heim zur Mutter, zweimal, dreimal. Endgültig schafften es 2 von ihnen. Die dritte sahen wir nie wieder. Die 4. wurde während der Ferien vom Löwen geschlagen und starb im Hospital. Maria und Julia waren gute Volksschülerinnen gewesen und erhielten nun intensiven Privatunterricht, besonders durch Sr. Stefanie, und besuchten dann mit den Schülern der entsprechenden Klassen die Lehrerschule. Ihr Examen im Dezember war ein Erfolg und das Eis

war gebrochen. Viele Vorurteile verschwanden. Maria und Julia wurden unsere tüchtigen ersten Lehrerinnen und Gehilfinnen von gediegener religiöser Einstellung. Sie blieben in ihrem Beruf viele Jahre, obwohl sie bald heirateten und eigene Kinder erzogen. Maria hatte die große Freude, dass ihr ältester Sohn Priester wurde und der jüngere Arzt.



Die 2 – 3 Räume im alten Schwesternhaus reichten bald nicht mehr aus. Das Beispiel unserer 2 jungen Lehrerinnen zog andere an, wie wir es gehofft hatten. Die auffällige alte Waschküche und Küche und die anschließenden Räume hatten nach dem Umzug der Schwestern vorübergehend einer kleinen Druckerei, Werkstätten und anderem gedient. Jetzt wurden sie für die Vergrößerung unseres Mädcheninternats ausgebessert und eingerichtet, vorübergehend, wie wir hofften. Aber es wurden lange Jahre, bis an einen Bau gedacht werden konnte.

1937 war mein letztes Jahr in der Ndanda-Pfarrschule. Ich musste Abschied nehmen von den Kleinen, den Katechumenen und mit dem Besuch der Außenschulen war es auch so ziemlich vorbei. Nur selten reichte es für eine Buschwanderung. Mit Schulbeginn 1938 stand ich in T.T. (Lehrerschule) einer Klasse von ca. 20 jungen Burschen gegenüber, die meisten einen Kopf größer als ich. Aber zu meiner Freude saßen auch 6-8 junge Mädchen in der ersten Bank, unsere Internatsschülerinnen.

Nicht alle von ihnen konnten Lehrerinnen werden, aber alle wurden gute christliche Frauen, bis heute eifrig tätig in Legio Mariä Gruppen, Pfarrat und auch in der politischen Frauenvereinigung. – Für die folgenden 3 Jahre war jetzt hier meine Aufgabe. Die Burschen waren willig und anständig; die Mädchen wollten nicht hinter ihnen zurückstehen und wurden anerkannt.

Aber sie waren keine Kinder mehr. Fast unbemerkt begann die „Uhuru“ in den jungen Köpfen zu spuken, ein tieferes Selbstbewusstsein

„Mama, das ist unser Afrika. Warum sind da rote und grüne Farben? Warum regieren die Engländer und Franzosen? Warum regieren wir unser Land nicht selbst?“ Was sollte ich auf solch verfängliche Fragen antworten? „Lernt doch tüchtig und werdet gute Lehrer, dann könnt ihr eurem Volk am besten nützen!“

Eine Gruppe kam eines Tages: „Shauri la faragh... . Der Mohamadi Hamisi ist kein Katechumene, wie er vorgibt. Er ist schwerer Islamit und bemüht sich sehr, seine Mitschüler zu Islamiten zu machen. Wir wollen das nicht.“ Mohamadi, der begabte, höflichste in der Klasse. Sie sollten ihr Anliegen dem P. Peadmater vorlegen, der der Sache auch nachging und dem feinen Hamisis nahe legte, sein Studium in einer Regierungsschule weiterzuführen. Ziel des Lehrerseminars war es ja, überzeugte katholische Lehrer heranzubilden, die bereit und fähig waren, für ihren Glauben einzustehen und zu arbeiten. Fast alle Schüler waren getauft oder Katechumenen, nahmen an der religiösen Schulung und dem kirchlichen Leben eifrig teil. Einige Schüler der Klasse hatten den Wunsch geäußert, Priester werden zu dürfen. Sie wurden von einem Pater betreut und zum großen Teil eigens unterrichtet. Es war mir eine große Freude, dass ich zusammen mit Sr. Marietta diese Gruppe zum Teil unterrichten durfte, besonders nach Kriegsausbruch. Zwei dieser ersten Gruppe, P. Paulinus und P. Filipo haben 1980 ihr silbernes Priesterjubiläum gefeiert.

Mit großem Interesse verfolgten wir schon einige Jahre den Plan und die Vorbereitung für eine längst nötig gewordene Bischofskathedrale. Jahrelang mussten alle großen Feiern im Freien abgehalten werden. Die alte Kirche, eigentlich Bethalle, reichte schon lange nicht mehr. 1936 war Grundsteinlegung, aber es floss noch viel Wasser den Ndandabach hinab, bis wir 1938 die Kirchweih richten durften. Wieder bewirteten wir die vielen Gäste in der alten Dorfschule, aber das tat der allgemeinen Festesfreude keinen Eintrag. Groß war die Freude unserer Christen über ihre große neue Kirche und den Weihetag und hob ihr Ansehen und Selbstbewusstsein. Die Kirchweihe am 1.8.38 war das letzte große Fest vor dem 2. Weltkrieg. Schon beunruhigten uns Nachrichten und Gerüchte. 1938 sollte noch in Frieden und Weiterentwicklung vorübergehen.

Krieg! Am 13. September 1939 trug das Radio die schwere Nachricht bis in den afrikanischen Busch. Sr. Thekla war auf Reisen zu ärztlicher Betreuung europäischer Familien im Lindigebiet. In einer englischen Familie überraschte sie die Nachricht und schweren Herzens fuhr sie sofort nach Ndanda zurück. Was schon länger befürchtet wurde, war schreckliche Wirklichkeit geworden. Noch wussten wir nicht, was auch uns hier in Afrika bevorstand. Wir bangten um die Heimat, um unsere Lieben, von denen wir bald keine Nachrichten mehr erhielten auf Jahre hinaus.

Wir hatten allen Grund, um das Schicksal der blühenden Mission zu bangen ... besonders um die Missionare. Wir waren alle froh, dass sie nicht in Camps untergebracht wurden wie die anderen Deutschen, die dann auch bald nach Südafrika transportiert wurden. Wir beteten, bangten – und Maria, die Hilfe der Christen, der die Mission geweiht ist, ließ uns nicht im Stich. An ihrem Festtag, dem 24. September, erhielten die Missionare die Erlaubnis, auf ihre Stationen zurückzukehren. Es gab wohl einige Einschränkungen und Bestimmungen, aber niemand resignierte. Trotz aller Unsicherheit ging die Missionsarbeit weiter in den Pfarreien, Schulen, Hospital. Die Gefahr, dass das ganze deutsche Missionspersonal interniert würde, schien fürs erste abgewandt. Was unser Oberhirte Bischof Joachim hier leistete, ging wohl fast über seine Kraft. Oftmals war er auf schlechten Straßen zwischen Ndanda und Daressalam unterwegs zu Verhandlungen mit der Regierung. Einmal machte er trotz der Gefahr die Reise nach London an die höchsten Stellen. Bischof Edgar Maranta in Daressalam war eine große Hilfe in dieser Krise. Unsere Christen, besonders die älteren, äußerten einige Male ihre Bedenken, aber es gab keine Unruhen und keine Beeinträchtigung in der Zusammenarbeit. Zu unserem Bedauern kam ein angemeldetes Schiff nicht mehr an. Wurde es beschlagnahmt, oder ist es gesunken, wir haben es nie erfahren. Nachschub war nicht mehr zu erwarten, niemand wusste, für welche lange Jahre.

1939 ging in Sorge und Ungewissheit, aber nicht tatenlos, zu Ende. Ebenso das Jahr 1940. Es konnte sogar die neue Station Kilimarondo - weitab von Ndanda – mit Schwestern besetzt werden. Eine große Aufgabe wartete dort auf Sr. Bilhild mit ihren Gefährtinnen. Es brauchte viel Mut und Gottvertrauen, um in dieser unsicheren Zeit und großen Armut den Neuanfang zu wagen. – Leicht fiel es Sr. Bernardine mit Sr. Kreszentia 1941 Nyangao wieder zu besetzen, nach 36 Jahren der Verwaisung. Mit Ungeduld wartete sie auf den Tag der Safari. Als das Lorry nicht kommen wollte, stand sie mit ihrem Stock neben der Kapelle und sagte: „Wenn es nicht kommt, gehe ich zu Fuß.“ Es kam aber. Und mit jugendlichem Eifer ging sie an den Neuanfang. Sie wurde aber sehr traurig, als sie sehen musste, wie sehr sich in der Zwischenzeit der Islam ausgebreitet hatte.

Auch für mich brachte 1941 einen Neuanfang. Von der Lehrerschule der Jungen durfte ich mit den Mädchen ganz umsiedeln, um zusammen mit Sr. Stefanie mich im Internat und unserer höheren Mädchenschule für die Mädchenerziehung einzusetzen, wie es schon lange mein Wunsch war. An willigen Mädchen fehlte es nicht, schon eher an Platz. Die neue Gruppe im Januar musste mit einer Matte und Decke am Boden schlafen. Das schreckte niemand ab. Von

der Regierung wurde die Mädchenschule anerkannt und gefördert. Die für die Mädchenschule zuständige Dame, Miss Pellham-Johnson, war sehr tüchtig und eine vornehm gesinnte Frau. Bei ihren Inspektionen und Vorschlägen ließ sie uns nie fühlen, dass wir „Germans“ waren, sondern für sie waren wir Schwestern, die sich in der Mission einsetzten...

1941 brachte unserer kleinen Gemeinschaft neben dem Bangen und der Unsicherheit des Krieges manches Leid. Am 11.7. starb in unserem Hospital Sr. Erminolda von Peramiho. Sie war gekommen, um in ihrer schweren Erkrankung hier ärztliche Hilfe zu finden. Die notwendig gewordene Operation zeigte ihren hoffnungslosen Zustand und nach schweren Leidenstagen ging sie heim zu Gott. Vor der ersten Vesper des Benediktusfestes begleiteten wir sie auf ihrem letzten Weg zum Friedhof.

Bald darauf erkrankte Sr. Thekla auf einer Safari mit schwerem Herzanfall und wir bangten um ihr Leben. Nur langsam wurde es besser. Als sie reisefähig war, brachte sie Bischof Joachim für eine lange Erholungszeit auf die ruhige Station Kipatimu. Sie konnte sich nie mehr vollständig erholen. Die Überbelastung im Anfang und Aufbau des Hospitals, der Gesundheitsfürsorge für ein großes Gebiet und der Dispenserschule, hatte ihre Kraft zu früh gebrochen. Aber wie froh und dankbar waren wir, dass wir sie noch behalten und ihre ärztliche Fürsorge erfahren durften.



Auf Umwegen erreichte uns im Juli die unfassbare Nachricht, dass unsere Heimatklöster aufgehoben wurden.

1941 ging zu Ende unter Hoffen und Beten und Arbeiten, der Dezember brachte uns großes Leid. Unerwartet starb nach kurzer Krankheit in Mnero Sr. Augusta. Durch die schweren Regen war es unmöglich, dass der Arzt, Dr. S., rechtzeitig gerufen werden und die Safari machen konnte. Als er zusammen mit Sr. Milburga bei der Kranken eintraf, war keine Hilfe mehr möglich. Sr. Milburga erzählte uns, wie ergeben, wie freudig Sr. Augusta sagte: „Ich darf heim zum Vater.“ Auf dem Friedhof in Mnero ist sie begraben unter den afrikanischen Christen, die ihr so sehr am Herzen lagen.

1941 hatte uns aber auch eine besondere Freude und Hoffnung gebracht: 3 afrikanische Mädchen baten, Schwestern werden zu dürfen und schickten sich an, Probe und Vorbereitung für das klösterliche Leben zu beginnen. Einige Zeit später wagten nochmals 3 den Schritt. Sr. Mariette wurde ihre Meisterin, aber sie sollten noch ihre Allgemeinbildung aufbessern und nahmen am Unterricht der Schülerinnen teil.

Dann begann das Schicksalsjahr 1942. Mit ca. 60 internen und 80 externen Schülerinnen begannen wir das Schuljahr. Vom Kriegsgeschehen erfuhren wir kaum etwas. Wollte der Krieg kein Ende nehmen? Unsere Befürchtungen mehrten sich. Immer wieder musste Bischof Joachim in Eile nach Daressalam. Unsere Christen äußerten Bedenken. Wir haben uns manchmal gewundert, wie sie ein Unheil oder Geschehen im voraus zu ahnen schienen. Bischof Joachim machte uns aufmerksam, dass wir auf alles gefasst sein sollen.

Am Karsamstag kam der Bescheid der Regierung, dass alle deutschen Missionare das Land zu verlassen haben. Wohin? Wer Ähnliches selbst erlebt hat, wird unseren Schmerz verstehen: die blühende Station ...

Mit Unterstützung von Erzbischof Edgar und Fr. Mc Cathi von den Hl. Geist Vätern kämpfte er weiter, um das Härteste abzuwenden. Wir beteten und hofften. Auf den Sonntag vom Guten Hirten, der wahrlich Seine Hand über die Mission gehalten, kam der endgültige Bescheid: Die Patres und Brüder OSB haben das Küsten- und Grenzgebiet zu verlassen und sich auf verschiedene Inlandstationen des Peramiho-Gebiets und Mahenge-Gebiets zu verteilen. Bleiben dürfen alle älteren Schwestern, alle Krankenschwestern mit Ausnahme von Sr. Jovina. Das Schicksal der Verbannung trifft uns 6 jüngere Lehrerinnen, Sr. Jovina und je eine Schwester für Küche und Haus.

Erzbischof Edgar und die Baldegger Schwestern geben uns in großer Bereitwilligkeit und wirklich christlicher Liebe Aufnahme auf ihren Inlandstationen Kwiwo und Sofi. Baldegger Schwestern werden das verlassene Mnero übernehmen und in der Ndanda-Schule unsere Lücken ausfüllen.

Die Umsiedlung soll in kleinen Gruppen erfolgen, wohl um unter den Afrikanern Unruhen zu vermeiden. Die afrikanischen Kandidatinnen verloren ihre Meisterinnen und diejenigen, die sich als geeignet und willig erwiesen hatten, wurden zur Weiterbildung zusammen mit afrikanischen Schwestern in Peramiho dorthin von Sr. Stefanie begleitet. Sie durfte dann in Ndanda die Mädchen weiter betreuen.

Es waren bittere Abschiedstage, als eine Gruppe nach der anderen Abschied nehmen musste, ohne zu wissen, was die Zukunft bringen würde.



HIER ENDET DER BERICHT VON SCHWESTER MERCEDES

Nachtrag:

Dies hat uns lb. Sr. Mercedes hinterlassen – wir hatten sie, als ihre Kräfte nachließen, immer wieder gebeten, uns doch aus ihrem reichen Missionsleben Erinnerungen aufzuschreiben. Bis zwei Wochen vor ihrem Heimgehen schrieb sie daran, dann konnte sie mit der schweren Herpes-Erkrankung das Bett nicht mehr verlassen.

Am 01. Februar 1983 ist sie gestorben. R.i.p.

Ndanda, in der Fastenzeit 1983 - Sr. Uta Maria Link OSB.